

Gabriele Schneider

Der Maronimann

Eine Weihnachtsgeschichte



**Uropa, werde ich auch einmal ein
Flakhelfer?**

„Es gibt wohl keinen Wunsch, der uns als
Einzelne wie auch als Volk tiefer bewegt,
als der Wunsch nach Frieden, und in
keinem Augenblick des Jahres empfinden
wir seine Bedeutung und Notwendigkeit
stärker als in den Tagen dieses
Weihnachtsfestes.“

Konrad Adenauer
Weihnachtsansprache 1950
(Quellenangabe S. 30)

Nach einer wahren Begebenheit
Alle Namen sind frei erfunden

©2025 Gabriele Schneider

Covergrafik und alle Grafiken im Text: pixabay und iStock



1950. Heiligabend. Der Duft der heißen Maroni zieht über den Vorplatz der Heilig-Geist-Kirche hinweg. Es ist kalt und fast noch unbemerkt tanzen kleine federleichte Schneeflocken durch die Luft. Die bunten und gut sortierten Marktstände und Verkaufsbuden, die jetzt um die Mittagszeit des 24. Dezember noch auf dem Kirchenvorplatz stehen, werden wie schon die vergangenen Adventstage eifrig von den Bewohnern der Stadt für die letzten Weihnachtseinkäufe besucht. In wenigen Stunden werden die Stände wegeräumt sein, um den Platz freizugeben für die heute Abend, am Heiligen Abend, festlich gekleideten und in warme Pelzmäntel gehüllte Menschen. Sie werden in die Kirche strömen, um die Christmette zu feiern. Einzig die große Tanne bleibt noch bis zum Dreikönigstag in der Mitte des Platzes stehen, die trotz einer Höhe von über zwanzig Metern gerade gewachsen ist und immer noch saftig grün aussieht, obwohl seit ihrer Aufstellung, die von einer begeisterten Menschenmenge verfolgt wurde, vier Wochen vergangen sind. Mit ihren bunten bruchfesten Glaskugeln, den rot bemalten Holzäpfeln, dem glänzenden Lametta und dem großen Stern aus Holz oben an ihrer Spitze hat sie die Bewohner schon vor den

Weihnachtstagen in festliche Stimmung versetzt und wird sie auch feierlich ins neue Jahr begleiten.

Bis um 15 Uhr wird er alle Maroni verkauft haben. Dann wird auch er seine Maronibraterei schließen und den Kirchplatz verlassen. Doch jetzt drängt es, trotz oder gerade wegen der Kälte, noch so manches Kind zu seinen heißen Leckereien, deren Duft den gesamten Kirchplatz umströmt. Maroni sind noch genügend da und auch Holzkohle gibt es noch ausreichend. Den runden eisernen Maroniofen und die Kohlenkiste aus Holz muss er nach den Weihnachtstagen wieder dem Maroniofen-Verleiher zurückgeben. Aber vielleicht gelingt es ihm, die Erlaubnis für den „transportablen Maroniverkaufsstand“ über die Feiertage hinaus zu demselben günstigen Verleihpreis verlängert zu bekommen. Die Kälte wird im Januar des neuen Jahres eher noch grimmiger werden. Heiße Maroni schmecken dann besonders gut. So könnte er trotz der Leihgebühren für den Ofen noch mit einem Gewinn aus dem Verkauf der Maroni rechnen.

Er schließt die Augen.

***Vor dem Krieg.** „Traude! Traude! Der Weihnachtskarpfen, wann holst du ihn denn aus der Badewanne heraus?“ „Jetzt gleich. Du kannst zuschauen! Danach dürft ihr zwei in die Wanne.“ „Traude! Traude! Darf ich noch ein Vanillekipferl oder ein Nusstascherl probieren? Bitte, bitte!“ „Du hast doch schon so viele stibitz. Man darf sie doch erst heute Abend nach dem Festmahl essen. Bis heute Abend muss doch noch gefastet werden.“ „Bitte,*

Vor dem Krieg. „Papa! Der Flugzeugbaukasten vom Christkind ist wunderbar. Ich freue mich so sehr darüber!“ „Du hast ihn dir auch so fest gewünscht. Und Emilie hat ihr geliebte Puppe bekommen. Dein Geigenspiel zum Weihnachtsabend und Emilies Klavierspiel waren sehr schön. Es freut mich sehr, dass ihr so wohlgeratene Kinder seid.“ „Es ist Zeit für die Christmette.“ „Ja, Mamele wir kommen.“ „Die Traude und die Hanni gehen auch wieder mit uns mit. So treue Dienstmädchen! Der Weihnachtskarpfen war wieder ausgezeichnet.“ „Es schneit! Es schneit!“ Wir stapfen durch den Schnee. Der Papa im eleganten Herrenpelz und klassischem Wollfilzhut, die Mama im schmeichelnden Damenpelz mit dem modernen Fedorahut. Emilie hängt sich bei Papa ein, ich mich bei der Mama und stecke meine Hände in ihren wärmenden Muff. „Gnädige Frau, i küss d’Hand“, grüßen die Herren die Mama. Mit „Complimento“ grüßen sie den Papa. Und alle Herren lüpfen den Hut ein wenig.



1950. Heiligabend. Ja, es schneit immer mehr. Wenn er die Augen ein wenig zukneift, erscheint ihm der Kirchplatz auszusehen wie der Eislaufplatz in seiner Heimatstadt, auf dem die Kinder damals, damals, vor dem Krieg, im Winter, immer Schlittschuhlaufen waren.

Er schließt die Augen.

Vor dem Krieg. Jetzt! Der Eismeister setzt mit der Handkurbel den Plattenspieler in Bewegung. Die Kinder auf der Eisfläche johlen: „Den Schlittschuhläuferwalzer! Bitte den Schlittschuhläuferwalzer!“ Und schon beim ersten Ton aus dem Trichter der Beschallungsanlage füllt sich die Eislauffläche mit immer mehr Mädchen und Buben. Was für ein Vergnügen! Und dann: der Eismeister spielt den Wiener Walzer ab! Alle kleinen und großen Eisläufer strömen in die Mitte der Eisfläche, bilden einen Kreis und alle Kinder drehen sich miteinander perfekt im Rund. Denn die Winterzeit gehört dem Eislaufen und der gemeinsame Eistanz ist ihnen allen zum festen Ritual geworden. Bis nachmittags um fünf dürfen sie ihre Runden drehen. Dann sind die Erwachsenen an der Reihe.



1950. Heiligabend. Wie gut, dass er im Leihhaus die Maronibräterstiefel bekam. Wenn er in diesem Jahr nicht volljährig geworden wäre, hätte er sie wahrscheinlich gar nicht bekommen. Als Pfand hinterließ er die Rosenkranzkette mit dem silbernen Maria-Hilf-Amulett, die ihm sein Mamele geschenkt hatte, kurz bevor sie starb, in der fremden Heimat starb. „Du darfst sie nie verlieren. Die Muttergottes wird dich immer beschützen!“ Der Leihhausbesitzer musterte die Rosenkranzkette ganz

genau. „Maria hilf“, murmelte er, nachdem er die Inschrift auf dem Amulett gelesen hatte. „Das hätte sie mal vor fünf Jahren tun sollen. Da hätten wir sie gebraucht. Es heißt, es war die Stunde Null. Na klar, wir hatten null, nichts zu fressen. Nichts zu heizen. Überall Lazarette. Und massenhaft Amis. Also, die Stiefel gegen die Maria. So weit sind wir heute. Also, ich nehme deine Maria als Pfand. Die Stiefel sind warm. Da hast du was Rechtes ausgesucht.“

1944. Dezember. *Schon fünf Jahre Krieg. Nur noch wenige Tage bis Weihnachten. Es hat geschneit. Im verbotenen Sender des Radios erfahren wir von einem schrecklichen Luftangriff und dass er ein großer Erfolg gewesen sei. Bisher wurde unsere Stadt von Bombenangriffen verschont. Doch der Fliegeralarm ertönt immer öfter und wir verkriechen uns dann eilig in den Keller. Heute sitzen wir wieder im Keller. Wir hören das Brummen von Motorengeräuschen und dann eine ohrenbetäubende Detonation. Endlich Entwarnung. Als wir aus dem Keller herauskriechen, sehen wir mit Entsetzen die Zerstörungen. Das schräg gegenüberliegende Wohnhaus der Riegers ist nur noch eine Ruine. Die fünfköpfige Familie ist nicht mehr zu retten. Alle sind tot. Der Vater, der seit dieser Woche Fronturlaub hat, die Mutter, die Großmutter, beide Töchter. Einzig der Sohn, der erst nächste Woche von der Front zum Heimaturlaub kommen soll, ist nicht darunter. Wer soll ihm diese schreckliche Nachricht übermitteln? Auch das Gelände der Likörfabrik*

ist komplett zerstört sowie auch die Gleisanlagen am Bahnhof. Flugblätter fallen vom Himmel. „Wir werden euch an Weihnachten die Christbäume mit Bomben anzünden!“, steht darauf. Man hört, dass immer mehr Frauen und Kinder evakuiert werden sollen.



1950. Heiligabend. Der Leihhausbesitzer weiß nicht, dass das Amulett das Einzige ist, was ihm von der alten Heimat geblieben ist. Immer wieder muss er mit seinem Finger sacht über das winzige Gepräge, die Muttergottes, die ihr Kind auf dem Arm hält, hinwegstreichen. Auch der Rand des Amuletts ist trotz der geringen Größe kunstvoll verziert und er liebt es, mit geschlossenen Augen dieses Kleinod mit dem Finger abzutasten. Manchmal hält er das Amulett vor seine Nase und er meint den Geruch der Heimat zu riechen. Er ist froh, wenn er die Kette wieder auslösen kann. Aber dann sind auch die Maronibräterstiefel weg.

Er schließt die Augen.

1944. Es ist Weihnachten. Heiliger Abend. Draußen herrscht klirrende Kälte. Der Kachelofen wärmt noch das Zimmer. Sogar einen Christbaum konnte Mutter organisieren. Traude hat ein Weihnachtsessen gezaubert.

Zwar gibt es keinen Karpfen, dafür aber die traditionelle Heiligabendsuppe aus Kartoffeln, Erbsen und Linsen und als Hauptgericht Kartoffelsalat mit Würstchen. Den Höhepunkt stellt der Weihnachtsstriezel dar, den nur Mutter so gut zubereiten kann, auch wenn er dieses Mal nicht so üppig saftig ausfällt, da es an Butter und Rosinen fehlt. Aus dem Volksempfänger dröhnt die Stimme Goebbels: „Meine deutschen Volksgenossen und Volksgenossinnen, das deutsche Volk begeht heute sein sechstes Kriegswihnachten.“ Dass es schlecht läuft für die Deutschen, sagt er nicht. Die Ardennenoffensive, der letzte Großangriff, den die Deutschen noch in diesem Dezember gestartet haben, kommentiert er in seiner Ansprache mit Optimismus: „Welches deutsche Herz wollte nicht vor Stolz in der Christenheit höherschlagen, wenn ich hier unserer Soldaten gedenke, die nun seit über einer Woche im Westen wieder in der Offensive stehen?“ Dass die Rote Armee an der Ostfront immer näherkommt, sagt er ebenfalls nicht. Die Ostfront! Das sind wir! Auch von den Gräueln auf den Schlachtfeldern erwähnt er nichts. Doch weiterhin fliegen Bombengeschwader über unsere Stadt hinweg. Wo werden heute wohl Bomben abgeworfen? Wegen seiner Herzerkrankung musste Vater nicht an die Front. Er macht Dienst im Wehrbezirkskommando der Stadt. „Der Junge soll nicht zur Flak.“ Mit langsamer Stimme, um das gemeinsame Weihnachtessen nicht allzusehr zu stören, richtet er sich an Mutter. Seit im Herbst der Befehl Hitlers zur Aufstellung des Volkssturms verpflichtend für alle Männer ab 16

Jahren ergangen ist und gleichzeitig der Kriegshilfeinsatz der deutschen Jugend ab 15 Jahren bei Luftwaffe und Marine angeordnet wurde, macht er sich große Sorgen um mich. Ich bin gerade erst 16 Jahre alt geworden. Traude sagt, ich sei trotz dieses Alters immer noch zart und schwächling wie ein Kind. Außerdem sei ich sehr anhänglich und empfindsam. Emilie sei genau genommen der Bub und ich das Mädels. Am liebsten spiele ich auf meiner Geige und bastle Flugzeuge. Zu den Heimnachmittagen und Abenden der Hitlerjugend will ich nicht hingehen. Meistens bleibe ich unentschuldigt fern. Im Gegensatz zu Emilie, die eine begeisterte Anführerin einer Bund Deutscher Mädels-Gruppe ist. Mein Mamele meint, es könnte gefährlich werden, wenn ich nicht zu den HJ-Treffen gehe. Todesnachrichten erreichen immer öfter die Familien in der Stadt. Viele weinen an diesem Weihnachtsfest um gefallene Ehemänner, Söhne und Väter. Vater macht sich Sorgen. Soll es mir, seinem Jungen, als Luftwaffenhelder ebenso ergehen. „Sie sind aber Hitlers letzte Hoffnung“, antwortet Mutter. Und zu mir gewandt meint sie: „Bist du nicht stolz, so eine tolle Uniform tragen zu dürfen?“ Und sie fügt hinzu: „Wie sagt unser Führer: ‚In unseren Augen muss der deutsche Junge der Zukunft flink wie ein Windhund, zäh wie Leder und hart wie Kruppstahl sein!‘ Willst du nicht zu diesen Burschen gehören, die doch noch für unser schönes Land den Sieg holen?“ „Mutter, wie kannst du so etwas sagen! Mutter, sei still! Weißt du nicht, wie es um Deutschland steht? Weißt du nicht, wie es in den Lazaretten aussieht? Kanonenfutter werden sie!

Kanonenfutter!“ Vater ist sehr erregt. Aber er will am Heiligen Abend keinen Streit. Ich beginne zu weinen. Emilie, Traude und Hanni schweigen.



1950. Heiligabend. Der Verkäufer am Verkaufsstand gegenüber ruft ihm zu: „Schluss für heute. Weihnachten feiern. Wann packst du zusammen? Erfrier‘ dir nicht die Füße. Den Krieg hast‘ überstanden, dafür erfrierst du dir jetzt die Hände und die Füße. In fremder Erde zu sterben, ist immer schlecht. Ihr Flüchtlinge seid nicht zu beneiden. Hoffentlich hast‘ ein warmes Zimmer. Also, fröhliche Weihnachten!“

Er schließt die Augen.

1944. Heiligabend. „Wir werden euch an Weihnachten die Christbäume mit Bomben anzünden!“, stand auf den Flugblättern. Stalin sagt, bei uns liege das „Gold“, weil wir ein reiches Land seien. Ja, sie machen es wahr. Fliegeralarm am ersten Weihnachtsfeiertag. Wir sitzen alle erneut im Keller, schweigen, schweigen, schweigen. „Man muss den Keller verlassen, wenn das Haus brennt oder wenn Rauch einzieht“, ermahnte Vater uns oft. Denn im Brandkrieg schützt der Keller nicht. Hitze, Gas, Kohlenmonoxid. Der Keller wird zur Gruft. Rufen und

13

gleichmäßigem Tempo. Der Leierkastenmann spielt dieses Weihnachtslied, das er, nun Maronibrater, um die Weihnachtszeit in der alten Heimat so oft auf seiner Geige spielte und am Heiligen Abend zusammen mit seiner Schwester, die ihn auf dem Klavier begleitete, noch vor dem Weihnachtessen so andächtig und gefühlvoll vortrug. Es wird ihm ganz warm ums Herz. Er möchte weinen.

Er schließt die Augen.

1945. Januar. „Nun iss doch wenigstens einen Hefeknödel.“ „Bub, du musst doch essen. Morgen geht es an die Front. Da bist du doch eine wichtige Person für den Endsieg.“ „Schau doch, das leckere Powidl (Pflaumenmus). Das magst du doch so gern. Hefeknödel mit Powidl. Das hast du dir doch extra zum Abschied gewünscht. Und jetzt sitzt du da und weinst und weinst.“ „Und die schicke Uniform! Darin musst du doch siegen! Dann feiern wir ein großes Fest! Schau doch, das schöne Abzeichen auf dem Hemd. So ein schicker blauer Adler!“ „Jetzt hör’ doch endlich auf zu heulen. Die anderen Buben müssen doch auch zur Flak. Weißt du eigentlich, was du da machen musst?“ „Deinen Luftwaffenhelferausweis hast du schon bekommen. Bist du da nicht stolz? Wo hast du eigentlich die Bescheinigung von deinem Lehrer hingelegt, dass du ab sofort die Mittlere Reife besitzt?“ „Nun wein’ doch nicht andauernd! Iss doch! Iss doch!“



1950. Heiligabend. „Bitte eine Tüte heiße Maroni.“ Zwei Kinder, ein Junge und ein Mädchen, holen ihn aus seinen Gedanken zurück in die Wirklichkeit. Auch er war mit seiner Schwester einmal so ein Geschwisterpaar wie die beiden, die jetzt vor ihm stehen. Er lächelt sie an. „Bitteschön, ihr zwei. Ein großes Papierstanitzel für euch beide oder für jeden von euch ein eigenes?“, fragt er freundlich zurück. Sie wollen eine große Tüte gemeinsam. Wie schön, denkt er. Und er packt ihnen ein großes Stanitzel voll bis oben hin. „Freut ihr euch schon auf das Weihnachtsfest heute Abend?“ „Oh ja, sehr! Ich bekomme bestimmt einen Flugzeugbaukasten geschenkt“, antwortet voller Begeisterung der Junge. „Den habe ich mir so sehr gewünscht!“ Und das Mädchen stimmt begeistert ein: „Ich habe mir so sehr eine Puppe mit langen Haaren gewünscht. Die schenkt mir das Christkind bestimmt!“ Er steht mit offenen Augen und Ohren da und meint, vor ihm spiele sich gerade ein Wunder ab, ein Wunder aus einer vergangenen Welt. Er und seine Schwester? Ist es Wirklichkeit oder eine Täuschung? Diese beiden Kinder hier vor ihm und seiner Maronibraterei. Hat er Halluzinationen oder Wahnvorstellungen? Ist er seelisch schon so getört, dass sein Gehirn ihm solche Phantasien vorgaukelt? Am

liebsten möchte er beide Kinder fest an sich drücken. Er sieht sie liebevoll an. „Ich schenke euch die Maroni“, sagt er mit warmer Stimme. Die beiden Kinder schauen ihn erstaunt an. „Oh, vielen Dank! Vielen Dank!“

Er schließt die Augen.

1945. Februar. Beim Rohrwechsel der Geschützrohre Hitze vermeiden. Die Finger dennoch schon verbrannt. Waffenpflege mit Fliegerfett. Flugzeugtypen auswendig wissen. Der Spannhebel ist zu schwer zu bedienen. Viel zu schwer! Scheinwerfer bedienen. Luftraum erhellen. Luftangriffe meistens nachts. Feindliche Flieger blenden und zum Absturz bringen. Tiefflieger! Feuer frei! Meistens schießen wir mit unserer Leuchtspurmuniten den Flugzeugen hinterher, sie sind schon längst außerhalb unserer Reichweite. Über 2000 Meter hochfliegende Bomberverbände sind für uns sowieso nicht erreichbar. Wir sitzen in Holzbaracken mit Kanonenofen. Weit weg von zuhause. Schukow (Generalstabschef der Roten Armee, 1945 Oberkommando der Weichsel-Oder-Operation) hat die Oder erreicht. Mittagessen aus Militärkübeln. 50 Pfennig Tagessold. Splitter von Flakgranaten einsammeln. In der Nacht Posten stehen. Im Gelände sitzen in einem selbstausgehobenen Deckungsloch. Kommissbrot mit Margarine und Kunsthonig. Die gesamte Ostfront ist zusammengebrochen. Kälte, Kälte! Minus 30 Grad! Wo sind die Russen? Drei Russen am Himmel! Migs (sowjetische Jagdflugzeuge)! Es geht los! Eine Hölle bricht

aus! Flugzeuge in der Luft! Granaten heulen! Stalinorgeln pfeifen! Die Erde bebt! Ab und zu ein Treffer unserer schweren Flak. Flugzeugtrümmer und verbrannte Fliegersoldaten fallen vom Himmel. Im Erdloch sitzen! Bloß nicht den Kopf herausstrecken! Keine Unterbrechung! Stundenlang Bomben! Bis zum nächsten Morgen! Kein Schlaf, kein Pinkeln, kein Hunger. Ich zittere. Angst, Angst. Schüttelfrost. Ich habe mir in die Hose gepinkelt. Mamele, mein Mamele! Papa! Traude! Traude! Beten! Beten! Lieber Gott! Lieber Gott! Muttergottes hilf, hilf!



1950. Heiligabend. Es schneit heftiger. Das Dach der Heilig-Geist-Kirche ist schon überhäuft mit Schnee. So wie die Maria-Hilf-Kirche in der Heimat im Winter auch immer mit ihrer weißen Schneedecke aussah. Ach, gab es bei uns im Winter so viel Schnee! Kalt und eisig war es. Dafür war es im Sommer so heiß! So eine Hitze! Im Winter Schlittschuhlaufen auf dem Eislaufplatz oder Hinabsausen vom Burgberg mit dem Rodelschlitten. Und dann nachhause zu Traude, zu ihrer so guten und heißen Linsensuppe und zum warmen Kachelofen. Und im Sommer immer ins Schwimmbad. Vom Dreimeterturm springen! Das war eine tolle Sache! Emilie und ich hatten

eine eigene Umkleidekabine. Darum wurden wir von den anderen Kindern beneidet. Aber unser Mamele bestand darauf. Ach ja, dort war einmal meine Heimat. Meine Heimat. Dort wurde ich geboren und dort bin ich aufgewachsen. Dort lebte ich bis zu meinem 16. Lebensjahr. Seit meinem 16. Lebensjahr habe ich keine Heimat mehr.

Er schließt die Augen.

1945. Februar. *Es passiert! Eine Serie von Bomben schlägt in unsere Stellung ein. Das Funkmessgerät wird vernichtet, das Kommandogerät zerstört. Da, drei meiner Kameraden sind tot. Lieber Gott! Was soll ich bloß machen? Ständiger Beschuss durch russische Tiefflieger. Ich muss aus dem Erdloch heraus. Um mein Leben rennen. Rennen, rennen. Auch andere rennen. Einer schreit. Er wurde getroffen. Man darf seine Kameraden nicht im Stich lassen, heißt es. Aber ich muss rennen, rennen, rennen. Es heißt auch, im Bombenkrieg muss man den Tod der Kameraden ertragen können. Ich kann es nicht. Vielleicht ereilt auch mich der Tod – beim nächsten Mal. Die Oder! Die Oder! Sie ist zugefroren. Ich muss hinüber. Hinüber ans andere Ufer. Andere Kameraden rennen auch. Einer schreit immer! Er soll aufhören! Da! Russen! Russen! Tiefflieger! Jemand schreit „Hinwerfen!“ Ich renne! Wo ist mein Rucksack? Das Eis bricht! Ich schwimme um mein Leben. Meine Kameraden auch. Im eiskalten Wasser. Einer schreit immer noch! Die Russen schießen. Der Kamerad neben mir wird getroffen. Noch*

einer wird getroffen. Schwimmen, weiterschwimmen,
nicht zurückschauen! Keiner schreit mehr. Schwimmen!
Schwimmen! Dort! Das Ufer! Raus, nur raus! Eiseskälte!
Wo bin ich? Ein Zug! Ein Zug, ein Zug! Aufspringen, nicht
danebenspringen! Ein Zug! Ich bin gerettet!



1950. Heiligabend. Der Leierkastenmann spielt „Ihr
Kinderlein kommet, oh kommet doch all“. Ob er heute
Abend ein warmes Zimmer hat? Oder ein gutes
Weihnachtsessen? Der Platz vor der Heilig-Geist-Kirche
leert sich. Besucher kommen nur noch vereinzelt. Keine
Kinder mehr. Sie werden zuhause sitzen, die letzten
Geschenke für die Eltern verpacken und mit heißen
aufgeregten Herzen den Heiligen Abend herbeisehnen.
Wenn endlich das Glöckchen ertönt, sich die Tür des
Wohnzimmers öffnet und der Weihnachtsbaum mit
seinen strahlenden Kerzen den Raum erhellt. Die
kleinsten der Kinder wurden nach dem Krieg geboren. In
ihnen schlummern wahrscheinlich lebenslang die Ängste,
die ihre schwangeren Mütter an unendlichen
Schreckenstagen aushalten mussten. Die heute Fünf- bis
Sechsjährigen, die sind noch schlechter dran. Sie sind von
einer ausgezehrtten Mutter im letzten Kriegsjahr oder bei
Kriegsende oder im Hungerwinter danach geboren

worden. Das wird sie lebenslang prägen. Und die Zehnjährigen? Die den Bombenhagel bewusst in Kellern miterlebten? Was haben diese Zehnjährigen alles gesehen und miterlebt? Verkohlte Menschen, verhungerte Menschen, erfrorene Menschen, verstümmelte Menschen, erhängte Menschen, Menschen mit halbem Schädel. Menschen, die ihre Sprache verloren haben. Menschen, die ihre Beine verloren haben. Menschen, die ihren Verstand verloren haben. Ach ihr Kinder, die ihr heute Abend mit euren Eltern, Geschwistern, Großeltern oder was von all denen noch übriggeblieben ist, beim erleuchteten Weihnachtsbaum versammelt sein werdet, ihr gehört trotzdem zu den Glücklichen, die diesen Wahnsinn durchstanden haben. Und die Erwachsenen? Und er selbst? Können sie, kann er überhaupt jemals wieder glücklich sein? Oder ist der Schalter in ihrem Kopf, in seinem Kopf dauerhaft auf Unglück, Schmerz und Trauer eingestellt? Die Menschen wollen nicht über diesen Wahnsinn sprechen. Niemand will das Grauen aus der Tiefe der Seele hochholen. Niemand. Alle wollen am Wirtschaftswunder teilhaben. Er wird morgen Abend im Rundfunk die Weihnachtsansprache von Konrad Adenauer anhören.

Er schließt die Augen.

1945. Februar. Ich wache auf. Ich bin im Zug. Wie lange habe ich geschlafen? Ich weiß es nicht. Meine Kleider sind noch feucht. Aber mir ist heiß. Ich habe Fieber. Um mich

herum liegen Schwerverletzte. Auf Stroh. Ich befinde mich in einem Lazarettzug. An einem Bahnhof halten wir. Das Bahnhofsgelände sieht aus wie ein Schlachtfeld. An den Laternenstangen hängen Tote mit Schildern um den Hals: „Ich war fahnenflüchtig“ oder „Ich habe geplündert“. Wir werden auf einen Lkw verfrachtet und in ein riesiges Sammellager gebracht. Wo bin ich? Wie heißt die Stadt?



1950. Heiligabend. Der Leierkastenmann spielt „Oh du fröhliche, oh du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit. Welt ging verloren, Christ ward geboren ...“ Die Welt ging verloren. Seine heile Welt ging verloren. Warum? Er sieht hinüber zu dem Leierkastenmann und hört die Melodie, während er in seinen Gedanken mitsingt. Wie oft wurde dieses Lied in der Weihnachtszeit, damals in der Heimat, als er noch ein glückliches Kind war, gesungen. Laut hat er immer mitgesungen, so wie kleine Kinder singen, wenn sie stolz sind, das Lied zu kennen, die Melodie und den Text zu beherrschen und mit ihrer eigenen Stimme in den Chor der Erwachsenen einstimmen zu können. Kinder singen aus Freude am Singen, aus Freude an der eigenen Stimme, oftmals ohne den Sinn des Liedes zu verstehen. „Gnadenbringende Weihnachtszeit“ – diesen Ausdruck versteht kein Kind. Meistens singen sie ein

Phantasiewort „Knaben bringen die Weihnachtszeit“ oder „Graben in der Weihnachtszeit“. Und was bedeutet „Welt ging verloren“? Für Kinder klingt dieser Ausdruck beängstigend. Wenn etwas verloren geht, ist das schlimm. Aber „die Welt“ geht verloren, was soll das denn bedeuten? Dennoch hat er dieses Lied als Kind wie alle anderen Weihnachtslieder voller Lust und Freude laut geschmettert. Heute weiß er, was „Welt ging verloren“ bedeutet.

Er schließt die Augen.

1945. März. *Ich bin wieder einigermaßen gesund. Der Krieg, warum ist er noch nicht vorbei? Wir, das bin ich und drei andere Kameraden, so alt wie ich, sechzehn. Wir mussten den Fahneid leisten und gelten fortan als Soldaten. Jetzt sitzen wir mit Hunger im Magen auf einem kaputten Dach in dieser völlig zerstörten Stadt. Was hatte der Vater damals gesagt: „Kanonenfutter werden sie! Kanonenfutter!“ Ja, wir sind nur noch Kanonenfutter. Ich komme nie mehr nach Hause. Nie mehr in die Heimat zurück! Ich sehe Blut durch meine abgerissene Hose tropfen. Ja, da ist ein kleiner Schmerz. Wird nicht schlimm sein. Was soll ich oben auf diesem Dach schon machen? Nichts. Feindliche Flugzeuge abschießen! Womit denn? Wir haben keine Munition mehr. Der aufgestickte blaue Adler und das Zeichen LH auf meinem Uniformhemd sind schon längst verschlissen. Aber wir sind doch jetzt Soldaten. Und LH? Luftwaffenhelfer! Alle sagten: LH wie*

„Letzte Hoffnung“. Ha, letzte Hoffnung! Ich habe keine Hoffnung mehr.



1950. Heiligabend. Es war gut, mit dem Abbau der Maronibraterie noch zu warten. Ein amerikanisches Paar, eingehakt und lachend, in dicke Wintermäntel mit schwerem Pelzkragen gehüllt, kommt auf ihn zu. Auf deutsch mit amerikanischen Einlagen und eindeutigem Akzent sprechen sie ihn an: „Well, Mister, Sie verkaufen wonderful roast chestnuts! Bei uns in America we love them too. But, Mister, peanuts – wir lieben sie more.“ Der Amerikaner nimmt eine glühend heiße Marone mit den Fingern aus der Röstpfanne, entfernt die knusprige Schale mit einem schnellen Knack, pustet ein wenig, hält sich die duftende Marone an die Nase und schiebt sie sich in den Mund. „Vorsicht, heiß!“ Doch die Marone ist schon verspeist. „Wonderful, Mister! Five portions, Mister, five portions.“ Fünf Portionen will der Ami. Fünf Portionen. So viele hat er gerade noch. Was für ein gelungener Abschluss. Er wollte schon seine Maronibraterie abbauen. Und nun noch dieser Glücksfall. Ausgerechnet Amis. Die Befreier von den Nazis. Außerdem lieben sie die „deutschen Fräuleins“. Und die „deutschen Fräuleins“ lieben die flotten Gl. Ist ja kein Wunder bei den armseligen deutschen Kriegsheimkehrern. „Okay, Mister. Have a wonderful Christmas Day.“ Und lachend fügt der

Amerikaner hinzu: „With the German Christkind! We love Santa Claus. But not until tomorrow! Erst morgen. On December 25.“ Er nimmt drei Tüten voller heißer und duftender Maroni, seine Begleiterin zwei und lachend stapfen sie durch den nun schon zentimeterhoch liegenden Schnee auf dem Kirchplatz davon.

Er schließt die Augen.

1945. Mai. *Der Krieg ist vorbei. Die Franzosen habe mich irgendwo in Frankreich in ein Gefangenenlager gebracht. Ich bin ein Gefangener, ein elender deutscher Gefangener. Kaum zu essen. Flöhe. Läuse. Kranke. Infektionen. Tote. Weshalb lebe ich eigentlich noch? Irgendwann hat irgendjemand mit mir dünnem und kleinem Bub Erbarmen. Ich komme zu einem Weinbauern in ein kleines französisches Dorf. Ich bin ein „boche“ (diffamierende Bezeichnung für Deutsche). Aber der Weinbauer und seine Frau mögen mich seltsamerweise. Sie mögen mich fast wie einen Sohn. Vielleicht hatten sie einmal einen Sohn. Vor dem Krieg. Ich bekomme eine warme Unterkunft und genug zu essen. Im Nachbarort sitzt ein „boche“ in einem Schweinestall. Er vegetiert dahin und darf sich nicht waschen. Anfänglich wurde ich auch noch bewacht. Von einem Afrikaner. Einem kolonialen Senegalesen, so sagte er von sich selbst. Er stellte eine Rangfolge auf: „Du bist Gefangener Nummer 1 und ich bin Gefangener Nummer 2.“*



1950. Heiligabend. So, alles verpackt. Nach Weihnachten wieder hier an derselben Stelle. Der Kirchplatz liegt nun da wie eine verlassene Schneelandschaft. Aber nicht mehr lange. In zwei Stunden werden die ersten Weihnachtsgottesdienstbesucher in die festlich geschmückte Heilig-Geist-Kirche strömen, um die Christvesper zu feiern. Er könnte eventuell die Christmette um Mitternacht besuchen. So wie es der Familienbrauch in der alten Heimat war. „Leise rieselt der Schnee.“ In Gedanken singt er dieses Weihnachtskinderlied. Wie oft hatte er es auf seiner Geige gespielt und Emilie auf dem Klavier. Manchmal machten sie daraus ein Wettrennen. Wer es am schnellsten spielen konnte, war der Sieger. „In den Herzen ists warm. Still schweigt Kummer und Harm. Sorge des Lebens verhallt. Freue dich, Christkind kommt bald.“ Nein, das Christkind lässt Kummer, Harm und Sorgen nicht schweigen. Sie treten am Weihnachtsfest nur noch stärker, unerbittlicher und unbarmherziger hervor.

Er schließt die Augen.

1948. Sommer. „*Ton père t'a cherché. Maintenant, il t'a trouvé. Demain, nous t'accompagnons à la gare.*“ (Dein Vater hat dich gesucht. Jetzt hat er dich gefunden.)

Morgen bringen wir dich zum Zug.) Ich kann es nicht fassen. Was hat der Weinbauer eben gesagt? Ich kann nach Hause? Wo ist mein Zuhause? Der Vater wird mich holen? Der Vater! Mamele! Emilie! Traude! Hanni! Ich werde entlassen! Die Weinbauerfamilie umarmt und küsst mich zum Abschied: „Les vignobles pleurent parce que tu n'es plus là.“ (Die Weinberge weinen, weil du nicht mehr da bist.) Ich sitze in einem Zug. Aber ich weiß, ich fahre nicht nach Hause. Nicht in die Heimat, die ich als Sechzehnjähriger verlassen musste. Dass ich meine Heimatstadt niemals mehr wiedersehen sollte, das hätte ich mir damals in meinen schlimmsten Träumen nicht vorstellen können. Und nun ist dieser Albtraum eingetreten. Ich kehre zurück in eine fremde Stadt. Ich will da nicht hin. Aber ich will trotzdem zu Vater und Mutter. In meinem Holzkofferchen habe ich selbstgestrickte Socken und selbstgenähte Unterhosen. Ich kann stricken und nähen. Traude hat es mir beigebracht. Doch da, wo Vater, Mutter und Emilie jetzt wohnen, in einer fremden Stadt, in einem einzigen Zimmer, keine bekannte Menschenseele, nein, das ist nicht mein Zuhause. Da will und kann ich nicht sein. Wir sind Flüchtlinge. Wir sind Menschen, die niemand haben will. Wir sind Menschen, die man nicht achtet. Wir sind Menschen, die ausgeschlossen sind. Ich liege nur noch im Bett und stehe nicht mehr auf. Papa schimpft deswegen oft mit mir. Ich bin gewiss mitschuldig, dass er so früh gestorben ist. Mein gütiger, liebenswürdiger und kluger Papa. Sein Herz hat versagt. Nicht nur wegen der vergangenen

Schreckensjahre, sondern bestimmt auch wegen mir, seinem Sohn, der zu nichts mehr zu gebrauchen ist. Natürlich hat er auch viel zu viele Zigaretten geraucht. Aber ich habe ihm nicht beim Aufbau eines neuen Geschäfts geholfen. Ich bin schuld. „Ich baue uns hier wieder ein Geschäft auf. Du wirst sehen, wir schaffen es wieder. Lieber ein kleiner Herr als ein großer Knecht.“ Ja, solche Reden waren typisch für meinen Papa. Aber was soll ich in dieser fremden Stadt? Die Leere in mir zerstört mich. Ich kann nicht mehr aus dem Bett aufstehen. Ich bin kaputt, ich bin zerstört. Ich bin ein Versager. Zu nichts zu gebrauchen. Dann ist auch noch mein Mamele gestorben. Zuvor schenkte sie mir noch die Rosenkranzkette mit dem silbernen Maria-Hilf-Amulett. Das einzige Andenken aus der Heimat. Sie starb gewiss an gebrochenem Herzen. „Früher war ich die Chefin, nun bin ich das Dienstmädchen“, meinte sie oft voller Verbitterung. Emilie hat sich schon längst aus dem Staub gemacht. Mit Unterstützung der Diakonie der Stadt habe ich eine Bleibe gefunden. „Hilfe und Fürsorge für Arme, Elende und Bedürftige“, so lautet der Spruch im Eingangsbereich der Wohlfahrtsgeschäftsstelle. Was für ein Leben! Das ist kein Leben.



2024. Heiligabend. „Uropa, schlaf‘ nicht. Erzähl‘ weiter.“ Er öffnet die Augen. Der Weihnachtsbaum im Wohnzimmer seiner Tochter ist geschmückt mit unendlich vielen roten Holzapfeln, silbernen Weihnachtskugeln und gelbfarbenen Strohsternen. In dem großen Haus ist Platz für die gesamte Familie. Das Weihnachtssessen, Entenbraten mit Semmelknödeln und Rotkraut, das seine Enkeltochter zubereitet haben, schmeckte lecker. Seine Tochter hat einen Weihnachtsstriezel gebacken nach dem Rezept der Uroma, die leider schon lange verstorben ist. Und es gibt jede Menge Plätzchen, unter anderem auch Vanillekipferl, Zimtsterne und Nusstascherln. „Uropa, erzähl‘ weiter. Werde ich auch einmal ein Flakhelfer?“, fragt der sechsjährige Urenkel. „Nein, mein Lieber. Du wirst bestimmt kein Flakhelfer. Aber das ist auch gut so. Ob du einmal ein Soldat sein wirst, das kann ich dir nicht sagen. Vielleicht.“ „Vater!“ schimpft es aus der Küche. „Wie kannst du so etwas zu dem Jungen sagen!“ Seine Tochter ist aufgebracht. „Schon gut, schon gut“, beschwichtigt er. „Uropa, ich freue mich so über den Flugzeugbaukasten. Ich mag Flugzeuge! Ich mag sie so sehr!“ Seine Enkeltochter ruft, alle sollen sich jetzt zum

Weihnachtskonzert beim Christbaum versammeln. „Zuerst singen!“, ruft die achtjährige Urenkelin. „Ihr Kinderlein kommet. Bitte, bitte.“ Und danach spielt seine Enkeltochter „Leise rieselt der Schnee“ auf der Geige und danach der Enkelsohn „Stille Nacht, heilige Nacht“ auf dem Klavier. Und die ganze Familie singt mit. Er schließt die Augen. „Der Uropa bleibt mit euch zuhause, wenn wir nachher zur Weihnachtsmesse gehen“, sagt seine Enkeltochter zu den beiden Kleinen. „Der Uropa ist doch schon 96 Jahre alt. Die Messe ist für ihn zu anstrengend. „Uropa, Uropa! Du bringst uns ins Bett. Und du musst uns vom Krieg erzählen! Ja, Uropa? Als du einmal Flakhelfer warst. Ja, Uropa? Und woher du die alte Kette um den Hals hast. Ja, Uropa?“ Seine Tochter schaut mit strengem Blick aus der Küche heraus. „Schon gut, schon gut“, zwinkert er ihr zu.



1950. Weihnachtsansprache Bundeskanzler Konrad Adenauer:

„[...] Es gibt wohl keinen Wunsch, der uns als Einzelne wie auch als Volk tiefer bewegt, als der Wunsch nach Frieden, und in keinem Augenblick des Jahres empfinden wir seine Bedeutung und Notwendigkeit stärker als in den Tagen dieses Weihnachtsfestes. Das Weihnachtsfest soll der ach

so friedlosen Menschheit jedes Jahr von neuem die Botschaft des Friedens für diejenigen, die guten Willens sind, ins Gedenken zurückrufen. Wir wollen dieses guten Willens sein und die Hoffnung nicht aufgeben, dass uns auch im kommenden Jahr der Frieden erhalten bleibt. [...] Aber nur dann erfassen wir ganz die weihnachtliche Botschaft vom Frieden, wenn wir auch sorgen für den Frieden in uns selbst und den Frieden im eigenen Lande. Der Friede in uns selbst ist nur möglich, wenn wir ehrlich und gewissenhaft und immer wieder prüfen, ob wir unsere Pflichten gegen die anderen, unsere Familie, unsere Nächsten, erfüllt haben. Der Frieden im eigenen Lande ist nötig, wenn Deutschland sich mit ganzer Kraft für die Erhaltung des Friedens in der Welt einsetzen soll. Alle Parteien, die diesen Staat erhalten und festigen wollen, müssen sich immer vor Augen halten, dass in Zeiten äußerster Gefahr das ganze Volk zusammenstehen muss. [...]“¹



¹ *Stiftung Bundeskanzler-Adenauer-Haus, B1 / 02.07 und Konrad Adenauer: Nachdenken über die Werte. Weihnachtsansprachen. Buxheim/Allgäu o. J. (1976)*